

Nr. 237. Bromberg, den 7. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

Fortsetzung.

Diese zuversichtliche Stimmung hielt in ihm vor, als Frau Rosel wieder erschien, ihn abzulösen. „Denket, wie es vor vierzehn Tagen war", mahnte er. „Als sollt' die Welt über Euch und ihm zusammenstürzen. Und in abermals vierzehn Tagen ist vielleicht alles gut."

Das hoffte sie nicht, aber die Vergleichung war auch ihr tröstlich. Wie hart hatten sich die Leute in jener peinvollen Stunde gegen sie und ihren Sohn betragen. Mit Mühe nur hatte der Marschallik einige bewogen, den bewußtlosen „Sünder" ins Mauthaus zu tragen. Allerdings wußte niemand recht, was Sender gefrevelt, es genügte ihnen, daß ihn der Rabbi verflucht. Um ihr die qualvolle Sorge um den Kranken zur Verzweiflung zu steigern, war nur der „Doktor" Grundmayer zur Hilfe da, der Stadtarzt hatte ja nach Lemberg reisen müssen. Der Marschallik hatte recht: Wenn Sender genas, so hatte ihn nur Gott gerettet! Dann aber zürnte Er vielleicht gar nicht so sehr wie sein Diener, der Rabbi. Sie war in strengster Gläubigkeit alt geworden, und nie hatte sie irgendein Zweifel beschlichen, nicht einmal an einem Ausspruch des Rabbi, geschweige denn an der Notwendigkeit eines einzigen der unzähligen Gebote und Verbote ihrer Sekte. Auch nun zweifelte sie nicht, daß Sender schwere Sünde auf sich geladen, und nicht allein aus Vorsicht. auch um Unseliges nicht in ihrem Hause zu dulden, hatte sie die Bücher und Schriften verbrannt Aber der Fluch eines Rabbi ist eine furchtbare Strafe, sie macht den Bestraften elend und verlassen — war sie hier nicht zu hart? Und da die Wucht dieser Strafe Sender verblutend zu Füßen seines Richters hingeworfen — hätte er nicht dann Mitleid üben, die Herbeieilenden zur Rettung des Jünglings anfeuern sollen? Er aber sagte nur: „Schaffet ihn fort! Das Blut des Sünders befleckt diese Stube!" War das auch im Namen und nach dem Willen Gottes gesprochen? . . .

Sie richtete sich hoch auf.

„Nein, Rabbi, das war zu hart!" murmelte sie, als stünde sie ihm gegenüber. „Und ihr anderen gar, was wollt ihr von ihm? Er hat gesündigt, ja, aber wer weiß warum und durch wessen Verführung? Aus den Wolken sind ihm ja jene Bücher nicht in die Lade gefallen! Und was er gesündigt hat, hat er gebüßt, und wenn ihm Gott verzeiht, indem er ihn genesen läßt, so sollt ihr anderen ihn nicht verfolgen! Er ist mein Kind — ich werde zu meinem Kinde stehen!"

Um die Mittagsstunde kam der Wundarzt Grundmayer, nach seinem Patienten zu sehen. Das war ein Beweis seines großen Pflichtgefühls, denn er hielt sich kaum auf den Beinen. Sein gewöhnlicher Rausch war allerdings immer schon am nächsten Vormittag ausgeschlafen, aber am Abend nach der Rekrutierung hatte er sich eben einen besonderen angetrunken, schon aus Freude darüber, weil sich diesmal die „Fehler" aller seiner Klienten als wirksam bewährt. Stolpernd und pustend kam er auf das Mauthaus losgesteuert.

Frau Rosel ersah ihn zufällig schon von fern und trat ihm vor der Tür entgegen; Sender sei wieder bei Bewußtsein, jetzt schlafe er tief und fest, es sei wohl das beste, ihn nicht zu wecken.

„Hoho!" gröhlte der Trunkene, „woher wissen Sie, was das beste ist? Aber meinetwegen —" er sank auf die Bank vor dem Hause — „lassen wir ihn schlafen! Wenn er aufkommt, zahlen Sie mir hundert Gulden, denn dann war das eine Wunderkur. Blutsturz — Nervenfieber — was weiß ich — alles zusammen." Er lachte laut auf. „Aber er kommt ja nicht auf. Unsinn! Deshalb müssen Sie mir doch einen Gulden für jeden Besuch zahlen! Auch für den heutigen. Sonst —"

Er erhob sich und nahm eine drohende Haltung gegen sie an. Zum Glück kam in diesem Augenblick ein Wagen vorbei; der dicke Simche Turteltaub, der einstige Lohnherr Senders, lenkte ihn. Auch er hatte sich bisher nicht einmal nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen gewagt. Als er jedoch die Szene sah, hielt er an und sprang vom Kutschbock.

„Steigt ein!" befahl er dem Trunkenen. „Ich bring' Euch heim." Dann wandte er sich an Frau Rosel. „Das geht nicht, daß mein Sender in solchen Händen bleibt. Ich hab' eben den Regimentsarzt, der gestern die Rekrutierung in Barnow geleitet hat, zu einigen Kranken in Biala gebracht; Nachmittag soll ich ihn abholen, ich halt' auf dem Rückweg bei Euch an."

Sie vermochte ihm vor Rührung kaum zu danken. „Recht habt Ihr," sagte sie dem Marschallik, als er des Nachmittags wieder erschien, „Gott verläßt uns nicht."

Sender war nur auf wenige Minuten erwacht und hatte die Suppe, die sie ihm gereicht, mit Heißhunger gegessen. Nun schlief er wieder.

So traf ihn der Regimentsarzt. Er ließ sich die Krankengeschichte erzählen und untersuchte dann den Leidenden. Als Sender die Militäruniform sah, schrak er zusammen. Aber der Arzt beruhigte ihn: „Nein, mein Sohn, aus dir wird dein Lebtage kein Soldat!"

Dies sagte er auch der Mutter. „Eine Gefahr für sein Leben besteht jetzt nicht mehr, und wenn er sich schont, gut nährt, vor jeder Aufregung, aber namentlich auch vor jeder Erkältung hütet, so kann er recht alt werden. So gesund, um rekrutiert zu werden, wird er freilich niemals wieder."

Sie fragte, ob die Aufregungen jener Szene den Blutsturz herbeigeführt.

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Vielleicht," sagte er. „Wenigstens wäre er sonst wahrscheinlich nicht so heftig gewesen. Aber dann wär's eben ein Bluthusten geworden. . . . Für die Erkrankung Ihres Sohnes kann der Rabbi nichts, wohl aber hängt es von ihm wie von jedem, der dem Kranken Freude oder Schmerz bereiten kann, ab, wie rasch und gründlich er sich erholt. Die Suppen allein werden's nicht machen!"

Der Marschallik, der neben Simche, dem Kutscher, ehrfurchtsvoll lauschend an der Tür stand, gab diesem einen kräftigen Rippenstoß. „Hört Ihr?" flüsterte er. „Ihr sollt mir dafür Zeuge sein."

Nachdem der Arzt gegangen, sagte er zu Frau Rosel: „Also die Hauptsache: keine Vorwürfe, keine Fragen! Und fragt er was, eine beruhigende Antwort. Wißt Ihr keine, so sagt es mir, ich werd' sie wissen."

„Immer?" fragte sie zweifelnd.

„Ja", erwiderte er. „Ich bin nicht dumm, und Gott ist allweise!"

Aber dazu kam es in den nächsten Tagen nicht. Sender schlief viel und lag die übrige Zeit still da. So oft die Mutter an sein Lager trat und ihm die blassen Wangen streichelte, überflog ein Lächeln sein Antlitz, er schloß die Augen, und

dies Lächeln haftete dann noch auf den Zügen des Schlummernden. Ihm war's, als sei er wieder ein Kind und es könne ihn kein Leid anrühren, so lang ihn die Mutter behüte und mit ihm zufrieden sei. Und als er endlich fragte, ob er außer Gefahr sei und wie es um seine Militärpflicht stehe, so brauchte sie ja nicht erst mit dem Marschallik zu beraten, um ihn zu beruhigen.

Inzwischen war Itzig Türkischgelb bemüht, auch für all die anderen Fragen, die wie drohende Klippen das fernere Leben seines armen Schützlings umstarrten, eine freundliche Lösung zu finden.

Zunächst warb er den dicken Simche als Bundesgenossen. „Ihr müßt mir helfen, den Ochsen bei den Hörnern zu fassen", sagte er ihm. „Der Ochs ist unsere Gemeinde. Mit dem Schweif, den kleinen Schreiern, wollen wir uns nicht abgeben. Kommt zum Rabbi."

Als sie vor dem Gelehrten standen, begann der Marschallik mit der Frage, ob der Rabbi Sender in den „Cherem" (Bann) getan. Niemand wisse es genau.

„Nein!" erwiderte Rabbi Manasse. „Meinen Fluch habe ich über ihn ausgesprochen, den Bann nicht; das muß ja schriftlich geschehen. Ich warte noch. Denn es steht geschrieben: „Der Mensch richte nicht, wo Gott gerichtet." Er soll ja im Sterben liegen . . ."

Das sei zum Glück nicht wahr, erwiderte der Marschallik und erzählte ausführlich von Senders Zustand und der Mahnung des Arztes; auch seien die Bücher bereits verbrannt. „Und darum werdet Ihr Barmherzigkeit üben", schloß er flehend.

Der Rabbi schüttelte finster den Kopf. „Hat er denn mich beleidigt, daß ich ihm verzeihen könnte? Es war ein Frevel gegen Gott, und den muß ich bestrafen. Mit den fremden Zeichen schleicht sich der Abfall in die Reihen Israels ein. Ihr deutet seine Genesung als eine Gnade Gottes? Nein, er läßt den Sünder leben, damit er auf Erden büße, was er auf Erden gefrevelt!"

„Aber der Bann ist ja eine furchtbare Strafe!" klagte der Marschallik. „Der Unglückliche wäre dann brotlos, friedlos, heimtlos. Und was ist seine Schuld? Dasselbe tun alle Juden in Deutschland und in unseren großen Städten."

„Traurig genug", war die Antwort. „Ich habe leider nur über meine Gemeinde die Macht! Ich schütze sie vor dem Gift. Luiser und Dovidl — ich sagt's Euch schon — sind Apotheker. Aber von Mutwilligen ist Sender der erste und soll der letzte bleiben. So wollen's unsere Weisen!"

„Unsere Weisen!" rief der Marschallik. „Unter den zehntausend Meinungen von zehntausend Rabbinern, die der Talmud verzeichnet, ist vielleicht auch eine, die Euch recht gibt, und die hundert, die Euch unrecht geben, beachtet Ihr nicht! Der Talmud ist wie ein Wald; ruft Ihr „Rache" oder „Gnade" hinein — es wird daraus schallen, wie Ihr gerufen!"

„Ihr redet, wie Ihr's versteht. Ich folge unseren Weisen! Übrigens — es war ihm vorbestimmt. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Seinen Vater hat der eigene Vater verflucht!"

Der Marschallik wollte heftig erwidern. Da hielt er plötzlich inne. Von seinem Antlitz wich die zornige Erregung und machte tiefer Betrübnis Platz.

„Kommt, Reb Simche", sagte er tief aufseufzend. „Unsere Pflicht haben wir getan — gegen Sender, aber auch gegen den Stolz unserer Gemeinde . . . Der frömmste Rabbi des Landes in den Händen der Polizei. Aber wird's unsere Schuld sein, Reb Simche?"

„Nein", wehrte der Fuhrmann entsetzt ab. Er verstand nicht, was der Marschallik meinte, aber er wollte keinesfalls daran schuldig sein.

Der Rabbi horchte hoch auf. „Was meint Ihr damit?" fragte er.

„Ja, wenn ich's sagen dürft'!" seufzte der Marschallik. „Aber kann ich's sagen? Redet, Reb Simche, könnt Ihr's sagen? Könnt Ihr?"

„Nein!' beteuerte dieser, und da log er wahrlich nicht.

„Ich nehm's Euch nicht übel, Reb Simche. Ihr seid eben Familienvater! Und ich auch . . Lebt wohl, Reb Manasse. Aber wenn der Bann erlassen ist, und es kommt die Polizei und holt Euch — denket an mich . . ."

„Die Polizei?" fragte der Rabbi geängstigt. Er wußte wohl, des Kaisers Gericht hatte den Rabbinern streng verboten, den Bann zu schleudern, auch war die angedrohte Strafe hoch. Aber zur Untersuchung kam es nur, wenn die Anzeige eines einflußreichen Mannes vorlag, sonst kümmerten sich die Bezirksämter nicht darum. „Hat dieser Sender so mächtige Freunde?"

„Ja!" sagte der Marschallik. „Mögen diese Herren dann mit mir tun, was sie wollen, ich warne meinen Rabbi! Nur von zweien dieser Freunde will ich reden. Der eine ist so mächtig, daß er neulich — ich war zufällig dabei — einen Herrn in Uniform zu Sender gebracht hat, und der hat gleich versprochen: „Sender wird nie Sellner werden." Ist es wahr, Reb Simche?"

„Ja", erwiderte dieser feierlich, obwohl er das Lachen mit Mühe unterdrückte.

Der Rabbi rückte unruhig hin und her. „Könnt Ihr bezeugen", wandte er sich an den Fuhrmann, „daß auch Ihr diesen mächtigen Freund von Sender kennt?"

„Bei Weib und Kind kann ich's beschwören", beteuerte der dicke Mann. „Ich kenn' ihn wie mich selbst!"

„Wer mag das sein?" murmelte der Gelehrte beängstigt. Dann aber erhellte sich sein Antlitz.

„Warum hat denn Frau Rosel so vor der Rekrutierung gezittert?" fragte er. „Warum ist der Mann in Uniform nicht früher gekommen?"

Türkischgelb lächelte überlegen. „Ihr vergeßt, daß Sender geglaubt hat, er ist befreit. Und der Mann in Uniform ist damals noch nicht in Barnow gewesen!" Er beteuerte auch dies mit schweren Eiden, und der Fuhrmann tat das gleiche.

Der Rabbi seufzte. „Aber wer war es?" fragte er. „Sagt es doch."

„Darf ich Euch nicht sagen", erwiderte Türkischgelb. „Und ebenso kann ich Euch nicht sagen, wer sein zweiter, noch viel mächtigerer Beschützer ist. Ich kann nicht. Aber ist Euch nicht aufgefallen, woher der Bursch plötzlich lesen und schreiben kann? Woher er die Bücher hat? Welch einen Haufen haben Frau Rosel und ich verbrannt! Welch einen Haufen! Alles von diesen reichen Herren . . . Glaubt Ihr, Rabbi, daß solche Herren schweigen werden? Eine kleine Straf' für ihren Schützling hätten sie hingenommen, aber den Bann? Ihr kommt ins Kriminal, Rabbi, ich seh' schon die Polizei, wie sie Euch holt! . . . Aber das ist nicht zu ändern, Ihr müßt nach Eurem Gewissen handeln . Kommt, Reb Simche . . ."

„Halt!" sagte Rabbi Manasse und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Sender ist reuig, sagt Ihr, und die Bücher sind verbrannt?"

„Ja, aber das nützt ja nichts! Kommt, Reb Simche!" Und er zog den Fuhrmann zur Tür hinaus.

Als sie auf der Straße waren, brach der Mann in ein Lachen aus, daß es wie ein Dröhnen klang.

„Reb Itzig", rief er bewundernd, „was seid Ihr für ein Kopf! Aber warum seid Ihr nicht dageblieben? Wir hätten irgend eine Buße für Sender vereinbart, und die Sach' wär' im reinen!"

„Weil die Buße morgen, wenn er mich holen läßt, kleiner sein wird. Denn zwischen heut' und morgen liegt eine Nacht, die er schlaflos verbringt."

In der Tat erschien am nächsten Morgen Meyerl Kaiseradler beim Marschallik und entbot ihn sofort zu dem Rabbi. Türkischgelb ließ sich auch nicht lange bitten. „Vielleicht fragt er sonst einen anderen", dachte er.

Aber damit hatte es keine Gefahr.

„Unser gestriges Gespräch bleibt unter uns", begann der Rabbi. „Sonst könnten die Leut' glauben, daß ich mich vor der Polizei fürchte, während ich nur unseren Weisen folge. Nach unseren Weisen läßt sich eine so schwere Strafe doch nicht aussprechen — ich hab' mich davon überzeugt. Es mag genügen, wenn Sender die folgenden Bedingungen erfüllt. Erstens muß er zu mir kommen und mir Abbitte tun für die Kränkung, die er meinem frommen Herzen bereitet hat . . ."

Der Marschallik nickte. „Das sind Worte", dachte er, „auf Worte wird es meinem Sender nicht ankommen!"

„Zweitens, er muß mit einem Schwur auf die Thora geloben, nie wieder ein deutsches Buch anzurühren . . ."

„Hm!" Türkischgelb räusperte sich. Seine eigene Empfindung darüber war eine unsichere, er verdammte Sender nicht, sondern bemitleidete ihn nur: die Wissenschaft brachte ihm schwere Anfeindung und keinerlei Nutzen, aber gleich abschwören wie eine Sünde! Und Sender mußte doch einen Zweck dabei verfolgt haben, und gleichviel, wie töricht dieser gewesen, würde er nun gewillt sein, ihn aufzugeben?

„Hm?" fragte der Rabbi.

„Hm!" wiederholte der Marschallik. Aber er sah ein: da konnte der Rabbi wirklich nicht nachgeben, ohne sein Ansehen einzubüßen.

„Und was noch?" fragte er.

„Zum dritten soll Sender zwei Jahre lang jeden Montag und Donnerstag fasten und zum vierten jeden Sabbat auf dem Sünderplatz neben der Tür der „Schul" stehen."

„Daraus wird nichts!" erklärte Türkischgelb entschieden. Und in beweglichen Worten stellte er dem Rabbi vor, daß ein kränklicher Mensch doch nicht im Winter an der Tür stehen und zweimal wöchentlich fasten könne.

„Aber eine dauernde Buße muß er auf sich nehmen!" wandte Rabbi Manasse ein.

„So laßt ihn durch zwei Jahre täglich fünf Psalmen sagen."

„Das ist eine zu leichte Strafe", meinte der Gelehrte, gab sich aber schließlich damit zufrieden. „Außerdem aber", sagte er, „will ich ihm das Versprechen abnehmen, bald zu heiraten. Dann wird er ehrbar und vernünftig. Warum soll er nicht zum Beispiel die Lea aus Kolomea nehmen?"

„Rabbi!" rief der Marschallik lachend. „Das wäre ja die vierte und härteste Buße. Und eine Straf' soll's doch nicht sein! Es steht ja geschrieben: „Ehestand ist Glücksstand." Aber daß er Euch das Versprechen leisten soll, damit bin ich einverstanden."

Er meinte dies ernst. Denn er wollte ja nicht, daß Sender ein „Deutsch" werde und unvermählt bleibe, wollte es, von dem Vorurteil abgesehen, das auch in ihm nicht schwieg, vor allem deshalb nicht, weil es ihm für den „armen Jung'" kein Glück schien, nun in neue, fremde Bahnen einzulenken — für den Zwanzigjährigen von schwankender Gesundheit war's zu spät.

Als der Marschallik seinem Bundesgenossen Simche das Ergebnis dieser Verhandlung mitteilte, brach der Fuhrmann in den ungestümen Ausruf der Bewunderung aus: „Reb Itzig, gegen Euch ist Gortschakow ein Esel, und Schwarzenberg ein Ochs. Wenn Ihr „Tippelmat" (Diplomat) geworden wäret, es gäb' keinen Krieg auf der Welt. Mehr hätte niemand für Sender erwirken können, auch sein eigener Engel nicht."

Minder bilderreich drückte Frau Rosel ihre Zustimmung aus „Gott wird's Euch vergelten", sagte sie. „An Eurer Jütte wird er's Euch vergelten" — aber auch dies wenige erriet er mehr, als er es hören konnte, weil die Tränen der Freude die Stimme der armen Frau erstickten.

„Ihr sagt es ihm aber erst, wenn er außer Bett ist", mahnte er. Ihm machte jener Schwur Sorge, und obwohl er sonst auch sein eigenes Verdienst sehr gern und sehr lebhaft anerkannte, vermochte er doch diesmal nicht recht in das Lob der anderen einzustimmen. Denn da Sender in der Gemeinde beliebt war, ärgerten sich nur die Frömmsten darüber, daß er so glimpflich davonkommen sollte, wenn es auch die meisten geradezu wie ein Wunder berührte, daß der sonst so strenge Rabbi nicht einmal auf einer öffentlichen Buße beharrte — von den beiden Mächtigen, die dies bewirkt, erfuhr ja niemand ein Sterbenswörtchen.

Nur ein Mann der Gemeinde, sonst der Stillste und Sanfteste, konnte sich über die Milde nicht beruhigen. „Schimpf verdient Ihr, nicht Lob", rief Jossele Alpenroth dem Marschallik zu, als sie am Sabbat nach Abschluß jenes Vergleichs vor der Schule zusammentrafen. „Ihr habt den Rabbi betört."

(Fortsetzung folgt.)

Arzt wider Willen.

Eine heitere Skizze von Hannamaria Batschewski.

Dreißig lange Jahre hintereinander hatte Meister Josua Marten tagein, tagaus auf dem Schneidertisch gesessen, die Finger wundgestichelt und den Augen eine Brille erworben. Hatte aber dabei auch in aller Heimlichkeit einen hübschen Batzen Geld erspart und wollte nun eine Reise in die Welt sich gönnen. Zuerst nach Wengkirch zum Vetter Peter Störz, der Lakai beim Erbgrafen Haßbach war. Dann weiter in die Residenz und hinunter bis Rhein und Donau. Ja, wenn der Meister im alten Atlas suchte, kam's vor, daß sein Finger die Route bis Genua und Venedig zog.

Eines Maientags übergab er den Gesellen die Arbeit, zog sein schmuckes, neues Wams an, setzte die goldgeränderte Brille auf, strählte sauber den grauen Haarschopf und tat den Sparbatzen zur blütenweißen Wäsche in den Koffer. Annamariann, sein Gespons, das nur einen Fehler hatte, öfter zu viel und zu gut zu essen, gab ihm Zehrung bis Wengkirch, einen herzhaften Kuß und ein fröhliches „Geleit's Gott" mit auf den Weg. Durch Wald und Flur pilgerte summend Meister Josua zum Bahnhof. Sah vom Zug aus soviel Neues und Schönes, daß seine gehobene Globetrotterstimmung ihn ordentlich verjüngte und verschönte.

Als er die Allee zum Schloß Haßbach hinaufwandern wollte, kamen ihm ängstliche Gedanken, ob der Vetter Peter trotz seines Briefes nach dreißig Jahren ihn auch wiedererkennen würde, und ein wenig bänglich trat er an eine auf dem Vorplatz haltende Kutsche, um zu fragen: „Ich möchte nach Schloß Haßbach . . ."

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Kutscher, „der Henri ist Sie suchen." Im nämlichen Moment fegte vom Bahnsteig ein Diener herzu, neigte sich und stotterte: „Ach, der Herr Geheimrat, nicht wahr? Verzeihen, daß ich nicht aufpaßte . . ."

„Aber, aber . . ." wehrte Meister Josua, „es ist, ich wollte, ich fragte nur . . ."

„Gewiß, gewiß, Erlaucht warten mit Ungeduld. Darf ich bitten, Herr Geheimrat?" Und ohne zu wissen, wie ihm geschah, ward der brave Meister Josua in die Kutsche bugsiert, im Trabe davongefahren, durch den Schloßgarten an duftenden Rosenbeeten, leuchtenden Marmorbildern vorbei, eine breite Freitreppe emporgeführt über mattenbelegte Flure in ein hohes, prächtiges Gemach, darin im seidenen Himmelbett die Frau Erbgräfin lag und stöhnte. Sie streckte dem Eintretenden die weiße Hand entgegen.

„Ach, lieber Sanitätsrat, heute kann der Herr Professor Bangemann nicht kommen aus der Residenz, deshalb ließ ich Sie bitten . . . Ach, er macht mir auch Angst, es könnte Ernstes werden . . ."

„Aber, aber", stammelte der Pseudodoktor, „Euer Gnaden, ich bin so erschrocken . . ." Die Gräfin winkte der Kammerfrau mit den Augen, ans Fenster zu treten.

„Ja, lieber Sanitätsrat, so unrecht hat er wohl nicht, ich fürchte auch, es ist das Leiden meiner sel'gen Mutter, was mich quält. Sie starb an der Wassersucht. Oh, wenn Sie wüßten, die Angst vom Herzen, der harte Leib, das Unwohlsein von Kopf bis Fuß . . . Noch vorige Woche war mir nicht so übel, doch der Professor meint, es möchte lange schon heimlich vorherrschen . . ."

Meister Josua schwitzte. Wenn's wirklich die Wassersucht war? Aber dann kam ihm wie ein Blitz der Gedanke, der Frau Erbgräfin ging's halt genau wie daheim seiner Annamariann, sie hatte die „Purgel".

Er tippte mit dem schmalen zerstochenen Finger auf das seidene Nachtgewand. „Euer Gnaden dürfen nicht Angst haben, die Wassersucht kann's nicht sein, weit eher die Purgel. Wie's meine Gesponstin daheim öfters befällt, wenn sie ein zu fettes Stück Ente oder ein zu leckeres Pastetlein gegessen hat. Wan haben Erlaucht zuletzt purgiert?"

In die Wangen der Gräfin stieg ein leises Rot. „Ach, lieber Herr Geheimrat, daran denkt man nicht. Vor acht Tagen erst zurück aus Rom, dann drei Feste hintereinander beim Herzog, ehgestern ein Bankett in unserm Stadtschloß, der Graf ist noch dort und kommt erst heute."

Meister Josua lächelte fein. „Mit Verlaub, Erlaucht, ich glaub' schon, wir haben das Richtige, es ist die Purgel." Er nestelte aus der Rocktasche ein weißes Beutelein mit grünlichem Pulver, schüttete ein gut Teil ins Wasserglas, rührte um, gab's der Gräfin zu trinken und einen herzhaften Schluck Malvasier aus der nebenstehenden Karaffe danach.

„In zwei Stunden werden Erlaucht die Wirkung spüren und wieder wohlauf sein", tröstete er. Die Patientin sah ihn dankbar an und schellte nach einer Zofe.

„Ein Imbiß im grünen Saal für den Herrn Geheimrat, und hernach soll der Pierre ihm Schloß und Park zeigen. Er bleibt fürs erste hier."

Aufatmend wischte sich draußen der verkannte Doktor den Schweiß von der Stirn. „Gott geb', daß es nur die Purgel ist, wie Annamariann es nennt!"

Zwei Stunden später hatte das grüne Pülverlein gewirkt, und die erlauchte Kranke saß erleichtert im Lehnstuhl am Fenster, als ihr Gemahl in Begleitung des Haushofmeisters eintrat. Sie fragte nach dem Arzt, um ihn vorzustellen.

Der Majordom zuckte die Achsel. „Erlaucht, der Herr Geheimrat geht draußen Arm in Arm mit dem Pierre, nennt ihn lieber Vetter und redet in einem fort von Trüdlüs und der Reise um die Welt."

„Laß ihn hereinkommen."

Um weniges später trat Meister Josua fröhlich lächelnd ein und blieb wie erstarrt stehen, als der vornehme Fremde auf ihn zutrat.

„Ich freue mich sehr, werter Herr Doktor, daß Sie der Gräfin so schnell geholfen haben, aber wie kommt's, daß grad' der Pierre Ihr Vetter ist?"

Den Meister packte der Mut der Verzweiflung, als er die hohe Frau so munter und wohl im Stuhl sitzen sah.

„Ich bin halt nicht der Geheimrat Weber, für den Erlaucht Frau Gräfin mich hält, vielmehr der Schneidermeister Josua Marten aus Trüdlüs und wollt' hier meinen Vetter Peter Störz, den Pierre, nach dreißig Jahren eben mal besuchen. Am Bahnhof hab' ich nach ihm fragen wollen, da hat mich gleich ein Silbergeschnürter gefaßt, Herr Geheimrat geheißen, in den Wagen gehoben und heidi her zum Schloß. Ich hab' mir wohl gedacht, daß das alles ein Irrtum wär', aber so oft ich hab' wollen den Mund auftun, hat's geheißen: Gewiß, gewiß, Herr Geheimrat, Erlaucht warten mit Ungeduld. Und die Erlaucht selber hat mich nicht zu Wort kommen lassen. Und weil ich gesehen hab', was es war . . ."

„Was war's denn, neunmal kluger Meister?" fragte lächelnd Graf Haßbach.

„Frau Gräfin haben halt acht Tage gut und viel gegessen,

und nicht zugeschaut, wo's geblieben ist. So geht's meiner Annmariann oft . . . Das hab' ich ihr eingegeben . . ."

Der Graf nahm das Pulver, beroch es, nieste und pruschte laut lachend auf.

„Potztausend, Leontina, du nahmst Curella! Für drei Groschen Curella!"

Bei den Worten brach seine Gemahlin plötzlich in ein solch homerisches nicht endenwollendes Gelächter aus, daß Meister Josua leise herzutrat und ihr Gewand anrührte.

„Erlaucht, halten zu Gnaden, auch zu viel Lachen macht Vapeurs . . ."

Aber die Gräfin und ihr Gatte lachten noch, als der brave Helfer aus Trüdlüs längst die Tür hinter sich zugezogen hatte.

Eine halbe Stunde später legte Pierre seinem Vetter einen funkelnagelneuen Hundertmarkschein als Honorar hin, nur das Beutlein mit dem Pulver ließ die Erlaucht sich ausbitten für künftige Leidensnöte.

„Geh' nach der Residenz," sagte der Pierre, „du machst dein Glück beim Herzog."

Aber Meister Josua bekam Angst vor soviel Ehre, nahm sein Geld und fuhr heim zur Annmariann, ihr zu erzählen, wie er als Arzt wider Willen die Purgel der Erbgräfin geheilt hatte mit ihrem alten Hausmittel, das sie ihm vorsorglich auf die Weltreise mitgegeben hatte.

Johann Nepomuk Nestroy.

(Zum 125. Geburtstage am 7. Dezember 1926.)
von Josef Stollreiter.

Der Name Nestroy hat immer noch guten Klang, erweckt immer noch weiten Nachhall in den Herzen seiner Hörer. Nestroy ist nicht tot, wie seine goldene, blühende und wundersam naive Zeit, er ist im Gegenteil sogar in weitere Kreise eingedrungen, denn der deutsche Rundfunk, vor allem der Berliner Rundfunk, gaben vor kurzem seine unverwüstliche, prächtige Zauberposse „Lumpazi-Vagabudus" mustergültig zu Gehör, und man konnte staunend erfahren, daß der liebenswürdige Wiener noch nicht ausgespielt hat, daß er zu neuem Leben erweckt werden kann, wie es ja vor einigen Jahren schon das Staatstheater in Berlin mit großem Erfolge versucht hat. Dem Süddeutschen liegen Nestroys Werke natürlich noch viel näher.

Wo ist je eine Figur von so überwältigendem Humor, von so naiver und darum unsäglich zündender Drastik geschaffen worden, wie der berühmte Schneider „Zwirn", wo eine so plastische Erscheinung wie der sternentrunkene, aber auch dem sonstigen guten oder bescheidenen Trunke nicht abholde Schuster „Knieriem", der unverbesserlich zu sein scheint und später dann noch in den Armen einer lieben, netten Wienerin — und welche Wienerin ist das nicht, wenigstens so im Volksmund derer, die weit weg sind von der alten, glanzvollen Kaiserstadt — brav, ordentlich und kinderlieb wird. Die Handwerksburschenromantik der guten, alten Zeit, die noch lockendere Romantik des Spielens in der Lotterie, des großen und brausenden Glückszufalls, die tiefe Poesie des Wanderns über die Landstraße, der Humor, der heimliche Ernst des Lebens in den Herbergen — das alles verleiht der Zauberposse „Lumpazi-Vagabundus" einen unauslöschlichen Schimmer, eine goldene Anziehungskraft, die nie versagen wird, denn die Volksseele ist immer noch naiv und wird naiv bleiben, wenn sie sich froh und glücklich fühlen soll.

„Lumpazi-Vagabundus" erlebte seine erste Aufführung im Jahre 1833 in Wien im Theater an der Wien. Der Beifall war ungeheuer, ganz Wien war trunken. Und diese Trunkenheit ist noch immer nicht verrauscht, denn Nestroys Arbeit steht turmhoch über den Werken jener neueren Possen- und Schwankdichter, die das Volk nur durch Zoten und gelegentlich verlogene Sentimentalität oberflächlich zu unterhalten suchen. Nestroy wird, wenn nicht alles trügt, noch viele Auferstehungen feiern, und man wird ihn immer wieder mit Erfolg hervorholen. Den Stoff der Posse entlehnte der Verfasser einer längst vergessenen humoristischen Erzählung des Schlesiers Karl Weisflog (geb. 17. Dezember 1770, gest. 17. Juli 1828 in Warmbrunn). Die Fortsetzung des „Lumpazi-Vagabundus", die Posse „Die Familien Zwirn, Knieriem und Leim oder der Weltuntergang", zum ersten Male 1834 aufgeführt, erlebte das Schicksal der meisten Fortsetzungen, die den Glanz, den Witz, den Schwung des Vorhergegangenen nie erreichten — sie ist verklungen und vergessen.

Aber in die Geschichte des echten, reinen, von allem Zotigen freien und darum allein wirklichen Humors wird der Name Johann Nepomuk Nestroy für immer mit leuchtenden Lettern eingetragen bleiben, denn er ist echtes, warmstrahlendes Gold aus einem Menschenherzen, das seinen verklärenden Zauber weit hinaus in die Zeiten und Schicksale des Menschenvolkes verwebt. Nestroys Gemeinde wird vielleicht wechseln, aber niemals vergehen.

Das Arbeitsfeld der „Deutschen Welle".

Von Dr. Karl Würzburger.

Die weit über die deutschen Grenzen reichende 1300-Welle der „Deutschen Welle" soll künftig den mannigfaltigsten Bildungsaufgaben dienen. Der Aktionsradius erlaubt es ihr, sich ein so weit gestecktes Ziel zu setzen. Man bedenke, welche Bedeutung eine Bildungsstätte bei kluger und liebevoller Führung erlangen muß, die als wahres Kraftzentrum ihre Strahlen in das ganze weite Land bis in die fernsten Winkel, bis in das fernste Dorf sendet! Ein Lehrer irgend eines kleinen verschollenen Nestes, der über seine Schulpflichten hinaus bildend wirken möchte und dem es Jahr ein Jahr aus nicht gelingt, für seine opfervolle Kleinarbeit Hilfskräfte aus den großen Bildungszentren: Künstler, Forscher, Neuerer der Technik usw. herbeizuholen, ist nun mit einem Mal in Tuchfühlung mit den besten Bildungskräften, über die das deutsche Land verfügt. Ein Lautsprecher im Schulhaus setzt ihn von heute auf morgen instand, ohne weiteren Kostenaufwand eine kleine Volkshochschule zu schaffen, die heute schon so gut wie alle Wissensgebiete umfaßt.

Die Arbeit der „Deutschen Welle" ist im wesentlichen in die beiden Aufgaben der Berufsbildung und der Allgemeinen Bildung geteilt. Die Sprachstunden, die vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht ausgehen und sich ihrer sorgfältig ausgebildeten Methode des lebendigen Dialoges wegen bereits großer Beliebtheit erfreuen und von derselben Stelle aus durch Vorträge zur Berufskunde und Wohlfahrtspflege ergänzt werden, werden gerade in den Wintermonaten lebhafte Gegenliebe finden.

Die Stunden von 5—7 sind der eigentlichen Berufsvorbildung vorbehalten, während die Zeit von 7—8 den Aufgaben der allgemeinen Bildung gewidmet ist. Das Programm der Berufskunde wird eine nicht unwesentliche Erweiterung erfahren, indem zu dem bereits viel beachteten Ärztefunk eine stattliche Zahl anderer Berufs- und Wissensgruppen hinzutreten. Überall ist man bemüht, neben der Befriedigung des eigentlichen Fachinteresses auch der Orientierung des Laien in dem betreffenden Gebiete zu dienen. So werden im Juristenfunk Vorträge, die zunächst nur den Fachjuristen interessieren, mit der Behandlung von Rechtsfragen abwechseln, die jeden Staatsbürger angehen. Es ist zu erwarten, daß sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Mitteilungen der jeweils neuesten Reichsgerichtsentscheidungen bei allen Gliedern des Handels und der Industrie, zumal in den Städten der Provinz bald des lebhaftesten Interesses erfreuen werden. Auch der technische Funk, der dem technischen Arbeiter durch Vorträge aus seinem unmittelbaren Arbeitsgebiet dienen soll, tritt als Ergänzung dem Ingenieurfunk zur Seite, der, in der Obhut des Vereins Deutscher Ingenieure, über neue technische Verfahren, Erfindungen usw. Vorträge durch hervorragende Fachvertreter halten läßt. Zahn- und Tierärzte, Volkswirte, kaufmännische Angestellte und Gewerbetreibende und in einem eigenen „Arbeiterfunk" die Arbeiter aller Wirtschaftsgebiete werden zu ihrem Rechte kommen.

Wie weit die praktische Bedeutung der bildnerischen Arbeit der „Deutschen Welle" bereits reicht, mag aus einem Beispiel hervorgehen. Eine Reihe von Ärztevereinen hat ihre Sitzungen auf die Stunde des „Ärztefunks" verlegt, um an die dort gehörten Vorträge unmittelbar eine Aussprache anzuschließen und das eben Vernommene unter der Wirkung des frischen Eindrucks zu verarbeiten. Dieses Beispiel, das von einem glücklichen und durchaus modernen Arbeitsinstinkt zeugt, verdient nicht nur Nachahmung, sondern es wird sie bestimmt aus der zwingenden Natur der Sache in weitem Maße finden!

Über die durchgängige Methode der von der „Deutschen Welle" veranstalteten Vorträge bleibt noch ein Wort zu sagen. Die Sorge, es könnte auf dem Wege des Radio der Verflachung unserer gewiß nicht in hoher Blüte stehenden Bildung weiterer Vorschub geleistet werden, wird durch die Erinnerung nicht unwesentlich beruhigt, daß durch die durchgängig wahrgenommene Methode der Reihenvorträge, die jeweils in 4—6 Vorträgen ein Fragegebiet bearbeiten, stets ein erhebliches Maß an Tiefe und Weite der Wirkung erreicht werden kann. Dazu tritt die Ergänzung der Vortragsarbeit in der sorgfältig und mit Liebe geleiteten Zeitschrift der „Deutschen Welle", des „D. W. Funk", der den Funk-Rednern Gelegenheit gibt, auf ihre Vorträge durch einleitende, ihre Ausführungen gewissermaßen disponierende Aufsätze vorzubereiten, so daß die Arbeit der „Deutschen Welle" zu einem kleinen in sich geschlossenen System wird.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.